

„Wohin der Fluss kommt, da bleibt alles am Leben“ (Ez 47,9)  
Was bleibt, wenn alles fließt?

Festvortrag von Bischof Dr. Franz-Josef Bode  
anlässlich der Versammlung des Cartells Rupert Mayer  
am 14. Mai 2022 in der Aula des Liborianums, Paderborn

Es kann gar nicht anders sein, liebe Schwestern und Brüder, als dass man in Paderborn, in dieser Stadt an der Pader, schon von ihrem Namen und ihrem Erscheinungsbild her darauf kommt, über Quellen nachzudenken, über das Wasser nachzudenken, und das auch in Verbindung mit dem Dom, mit dem Heiligtum, mit dem Tempel. Das erinnert an eine Urgeschichte der Bibel im Buch Ezechiel, im 47. Kapitel. Ich lese die Stelle einmal vor:

„Dann führte er mich zum Eingang des Tempels zurück und siehe, Wasser strömte unter der Tempelschwelle hervor nach Osten hin; denn die vordere Seite des Tempels schaute nach Osten. Das Wasser floss unterhalb der rechten Seite des Tempels herab, südlich vom Altar. Dann führte er mich durch das Nordtor hinaus und ließ mich außen herum zum äußeren Osttor gehen. Und siehe, das Wasser rieselte an der Südseite hervor. Der Mann ging nach Osten hinaus, mit der Messschnur in der Hand, maß tausend Ellen ab und ließ mich durch das Wasser gehen; das Wasser reichte mir bis an die Knöchel. Dann maß er wieder tausend Ellen ab und ließ mich durch das Wasser gehen; das Wasser reichte mir bis zu den Knien. Darauf maß er wieder tausend Ellen ab und ließ mich hindurchgehen; das Wasser ging mir bis an die Hüften. Und er maß noch einmal tausend Ellen ab. Da war es ein Fluss, den ich nicht mehr durchschreiten konnte; denn das Wasser war tief, ein Wasser, durch das man schwimmen musste, ein Fluss, den man nicht mehr durchschreiten konnte. Dann fragte er mich: Hast du es gesehen, Menschensohn? Darauf führte er mich zurück, am Ufer des Flusses entlang. Als ich zurückging, siehe, da waren an beiden Ufern des Flusses sehr viele Bäume. Er sagte zu mir: Diese Wasser fließen hinaus in den östlichen Bezirk, sie strömen in die Araba hinab und münden in das Meer. Sobald sie aber in das Meer gelangt sind, werden die Wasser gesund. Wohin der Fluss gelangt, da werden alle Lebewesen, alles, was sich regt, leben können und sehr viele Fische wird es geben. Weil dieses Wasser dort hinkommt, werden sie gesund; wohin der Fluss kommt, dort bleibt alles am Leben.“

Ez 47,1-9

Zunächst möchte ich mit Ihnen dem biblischen Bild vom Wasser und vom Tempel ein wenig nachgehen. Denn es spannt einen großen Bogen, der nicht unwichtig ist, um die Symbolik noch tiefer zu verstehen. Es ist ein Urbild der Heilsgeschichte.

Vom Tempel, vom Heiligtum geht Wasser aus. Am Ende der Geheimen Offenbarung, im allerletzten Kapitel der Bibel, wird das wieder aufgegriffen. Da heißt es: „Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm“ (Offb 21,22). Und weiter: „Und er zeigte mir einen Strom, das Wasser des Lebens, klar wie Kristall; er geht vom Thron Gottes und des Lammes aus. Zwischen der Straße der Stadt und dem Strom, hüben und drüben, steht ein Baum des Lebens. Zwölfmal trägt er Früchte, jeden Monat gibt er seine Frucht; und die Blätter des Baumes dienen zur Heilung der Völker“ (Offb 22,1-2).

Sie spüren sofort: Wir werden einerseits zurückverwiesen auf den Anfang von allem, auf den Baum des Lebens im Paradies und die vier Ströme des Garten Eden. Und dann ist das Schlussbild der Bibel wiederum der Baum des Lebens, der genährt wird vom Wasser des Lebens, vom Fluss, der vom Thron des Lammes ausgeht. Aber einen Tempel wie bei Ezechiel gibt es nicht mehr.

Das heißt doch: Der Tempel aus Stein wird nicht mehr gebraucht, denn Gott selber ist der Tempel und die Quelle, er und das Lamm. Zuletzt bleibt nicht der Drache, sondern das Lamm, der Gott, der sich hingegeben hat. Von ihm geht das Leben aus, Leben in Fülle. Dieses Bild ist die große Klammer in der Bibel. Dazwischen gibt es immer wieder Hinweise auf das Wasser des Lebens. Mose schlägt auf den Felsen, und neues Wasser bricht hervor („Dann hob er seine Hand hoch und schlug mit seinem Stab zweimal auf den Felsen. Da kam Wasser heraus, viel Wasser, und die Gemeinde und ihr Vieh konnten trinken“ Num 20,11). Auch die Propheten sprechen davon und der wunderbare Psalm 23: „Der Herr ist mein Hirte ... Er führt mich zum Ruheplatz am Wasser.“

Und eben bei Jeremia und in Psalm 1 das Bild, das mir besonders wichtig ist: Der Baum, die Bäume am lebendigen Wasser: „Gesegnet der Mensch, der auf den HERRN vertraut / und dessen Hoffnung der HERR ist. Er ist wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist / und zum Bach seine Wurzeln ausstreckt: Er hat nichts zu fürchten, wenn Hitze kommt; / seine Blätter bleiben grün; auch in einem trockenen Jahr ist er ohne Sorge, / er hört nicht auf, Frucht zu tragen“ (Jer 17,7-8). – Weil er tief gegründet ist, kann er weit ausgreifen in die Wirklichkeit.

Dann – noch einmal ganz anders – in der Begegnung Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen im 4. Kapitel des Johannesevangeliums. Die Samariterin spricht zunächst von normalem Trinkwasser. Jesus führt sie aber weiter zum „lebendigen“ Wasser. Er macht ihr deutlich: Hier im Brunnen findest du nur Zisternenwasser. Du musst es jeden Tag holen, und es geht wieder aus. Das lebendige Wasser bleibt. Dieses lebendige Wasser bin ich. Ich selbst, der vor dir steht. Und da wird der Tempel unwichtig. Da wird es unwichtig, wo jemand anbetet, ob die Juden in Jerusalem und die Samaritaner auf dem Berg Garizim. Wichtig ist die Anbetung im Geist und in der Wahrheit.

Es wird immer personaler. Das lebendige Wasser kommt nicht aus dem Tempel aus Steinen, sondern aus Gott, aus Christus selbst. Er selbst ist lebendiges Wasser. Es ist wichtig, dass wir diese Personalisierung wahrnehmen bis hin zu dem Punkt, wo gesagt wird, dass auch aus uns selber, aus jedem Christen, aus jedem, der Christus folgt, lebendiges Wasser fließen soll, er selber zur Quelle werden soll, zum lebendigen Tempel (vgl. Joh 7,38; Joh 4,14).

Es ist wichtig, diese zunehmende Personalisierung im Laufe der Heilsgeschichte wahrzunehmen. Sie ist bis heute entscheidend, zumal für uns Christen. Denn unser Glaube ist nur personal zu verstehen und nur personal, durch lebendige Menschen, zu vermitteln. Unsere Tradition ist lebendig. Die Grundlage unseres Glaubens ist nicht ein Buch, sondern eine Person: Jesus Christus als lebendige Person, zu der man in Beziehung tritt. Und der Glaube wird nicht durch Steine, sondern durch ‚Beine‘ weitergegeben, durch Personen, die in Beziehung treten.

Beziehung ist, das ist eine Erkenntnis schon seit vielen Jahrzehnten auch in der Theologie, nicht mehr nur ein Akzidenz zur Substanz, wie wir es in der scholastischen Theologie gelernt haben. Vielmehr gehört die Relation selbst zur Substanz, zum Wesen, zum Innersten des Menschen, weil wir von Gott her, dem Dreifaltigen, geprägt sind, in dem Beziehung und Sein eins ist. Das ist auch wichtig, weil wir heute erleben, dass sich die Menschen nicht zuerst um eine Sache scharen, um Gemeinschaft zu bilden, sondern dass sie zuerst in eine Beziehung eintreten wollen und dann das Gemeinsame annehmen. Junge Leute lassen sich nicht zuerst von einer Sache antreiben, sondern von der Frage: Wie komme ich mit dem anderen eigentlich aus?

Ja, im Tiefsten hat der Mensch keine Beziehung, sondern ist er Beziehung und Leben. Das hat Auswirkungen für unser Begreifen von Tradition. Wir geben dann nicht ein „Paket“ von Glaubenswahrheiten weiter, dieses oft genannte depositum fidei, sondern wir treten in einen lebendigen Dialog ein, auch mit der Kultur der jeweiligen Zeit. Das hat die Kirche durch alle Jahrhunderte immer getan. Sie hat viel mehr

Innovationen aus dem Dialog mit der Zeit erfahren, als viele glauben. Dialog nicht nur mit dem „Zeitgeist“, wie so oft negativ behauptet wird, sondern mit dem, was die „Zeichen der Zeit“ sind, von denen das Zweite Vatikanische Konzil spricht. Es geht um das Zusammenspiel von echter conservatio und innovatio im Geist der Unterscheidung.

Ich komme da noch einmal auf das Bild des Baumes zurück. Wir brauchen in unserer Theologie nicht nur immer auf die Wurzel zu schauen: Was ist mit der Schrift und der Tradition? Wir müssen auch den Stamm betrachten: Was ist in der Tradition durch die vielen Jahrhunderte gewachsen? Und die Härte des Baumes widerspricht nicht seiner Lebendigkeit, denn in dem Baum ist ganz schön viel los. So ein Baum greift in die Gegenwart aus, lebt auch von der Photosynthese und von dem, was rund um ihn herum ist. – Die brennenden Fragen des Glaubens kann ich nicht nur aus Schrift und Tradition angehen und beantworten. Ich muss immer auch die Gegenwart, die Umgebung, die Umwelt, die Kultur, in der wir stehen, berücksichtigen. Das ist wichtig für die Erkenntnis im Glauben. Sonst kämen wir überhaupt nicht weiter. Das betrifft alles, was wir zur Zeit an Auseinandersetzungen in der Kirche haben.

Es gibt bei Papst Franziskus in seiner frühen und grundlegenden Schrift, dem nachsynodalen Schreiben Evangelii gaudium – das ist sozusagen seine „Regierungserklärung“ gewesen – eine Stelle, die noch einmal sehr schön herausstellt, dass man nicht Beziehung hat, sondern Beziehung ist. Das sagt er in Abschnitt 273: „Ich bin eine Mission auf dieser Erde, und ihretwegen bin ich auf dieser Welt. Man muss erkennen, dass man selber ‚gebrandmarkt‘ ist für diese Mission, Licht zu bringen, zu segnen, zu beleben, aufzurichten, zu heilen, zu befreien.“ Das können Sie für Ihr Cartell wunderbar aufgreifen: Sie haben nicht eine Mission, sie sind eine Mission.

Wenn wir bald als Christen in unserem Land unter 50 Prozent der Bevölkerung stellen, dann sind wir nicht schon wegen dieser Minderheit unfähig, wirksam zu sein. Gerade dann gilt: Jeder von uns ist eine Mission. Das Christentum mag dann nicht mehr flächendeckend weithin sichtbar präsent sein, aber Christen, Personen, aus denen lebendiges Wasser fließt, werden weiter da sein und notwendig sein. Bischof Feige von Magdeburg spricht oft von der „schöpferischen Minderheit“. Es muss solche Zellen schöpferischer Minderheit dauerhaft geben. Das werden wir vielfach erst noch lernen müssen, auch in den politischen Kontexten. Die Christen in der Diaspora haben es immer schon ein Stück weit so machen müssen. Anders wird es nicht gehen.

Hier gilt es aber, einem Missverständnis zu wehren. Ich meine ausdrücklich nicht das, was oft mit der „kleinen Herde“ beschrieben wird. Ich bin nicht für „Gesund-schrumpfungprozesse“. Das meine ich überhaupt nicht. Das wäre auch unbiblisch.

Aber wir werden aus verschiedensten Gründen dahin kommen müssen – der Boden der Säkularisation ist schon lange so angelegt auch durch die zunehmende Ausbreitung eines gewissen Apatheismus, wo Gott den Leuten einfach egal ist –, wir werden dahin kommen müssen, dass wir, dass jeder von uns in seinem Sein, in seiner inneren Prägung Christ ist. Deshalb habe ich so breit von der Personalisierung gesprochen: Nicht der Tempel ist das Entscheidende, so wichtig es ist, dass die Kirchorte bleiben. Entscheidend sind die lebendigen Menschen, die selber lebendiges Wasser verströmen.

Aber, und das ist der nächste Schritt, unser Unterthema heißt: Wenn alles fließt, was bleibt dann? Es ist ja nie derselbe Fluss, in den wir einsteigen. *Panta rhei*. Diese Vergänglichkeit wird uns zur Zeit durch die großen Krisen besonders bewusst. Vieles rinnt uns durch die Finger, viele Flüsse sind nicht gesund, sondern stinkende Kloaken, das Meer wird verseucht, und reißenden Ströme und Dürrekatastrophen setzen den Menschen zu, besonders den ohnehin schon ärmsten. Wasser ist nicht nur reinigend und belebend, sondern auch vernichtend in Fluten des Todes.

Wir verlieren den sicheren Stand, werden mitgerissen, auch von Meinungen, von den Fluten an Berichten, Bildern, Wörtern. Da geht es gar nicht nur um das große Klima der Welt, sondern auch um das Klima, die Atmosphäre im inneren Kreis. Die Pandemie hat uns doch gezeigt, welche Vergänglichkeit, welche Brüche, welche Fragilität auch das Geschehen in unseren kleinen Welten hat. Die großen und weniger großen Krisen, die wir erleben, und der Krieg lassen uns überhaupt noch nicht erkennen, wie es weitergehen kann. Wir stehen vor ungeheuren Damnbrüchen und wissen nicht, wohin der Strom der Zeit und der Geschichte uns treibt. Gefühlt sind wir überwiegend umgeben von einem Meer negativer Erfahrungen, von Schmutz und Schund, von wachsendem Hass. Quellen neuen Wassers sind schwer zu finden.

Da ist es einerseits nötig, nach Ankerplätzen, Pflöcken, Haltepunkten zu suchen und gleichzeitig sich dem Fluss der Zeit mit geeigneten Mitteln zu stellen, auch mit geeignetem Schiffsbau, ob in wendigeren Booten oder in größeren seetüchtigen Schiffen. Welches frische, lebendige Wasser können wir dazu aus unseren Quellen schöpfen, aus den Quellen tiefer Humanität, aus den Quellen vertrauenden Glaubens, aus den Quellen unverschämter Hoffnung und aus den Quellen nie aufgegebenen Liebe?! Das bleibt der Kern dessen, wie wir überhaupt Halt finden können. Es sind die Urgebärden der Tugenden von Glaube, Hoffnung und Liebe.

Was lässt uns also in diesem Meer von großen und kleinen Herausforderungen nicht untergehen? Ist Kirche ein eher untergehendes Schiff, auf dem keiner mehr bleiben will und die Versuchung, es zu verlassen, riesengroß ist? Worauf können wir uns in

dieser völlig verunsicherten Lage ohne Sicht auf Land, ohne rettende Horizonte verlassen, wenn das Vertrauen in die Zeugen und Zeuginnen des Glaubens so sehr zerstört ist durch vielfältigen Missbrauch?

So ‚abgehangen‘ es anmuten mag: Ich bin immer noch sicher, dass unser Glaube an einen Gott, der in sich Gemeinschaft und Einheit zugleich ist, der dreifaltig Einer ist, die Heilsressource unseres Lebens ist. Bischof Hemmerle hat das einmal so benannt:

- der Gott über uns, der immer Größere, der Schöpferische, der Urgrund der Welt mit der Ur-auctoritas – Autorität meint ja nicht, andere kleinzuhalten, damit ich groß sein kann, sondern Autorität kommt von augere, „mehren“: indem ich den anderen sich entfalten lasse, gewinne ich Autorität;
- der Gott, der sich herabgelassen hat bis in die tiefsten Tiefen der Menschen; der immer Größere wird der immer Kleinere, er ist immer noch darunter. Er unterfasst alles Leiden, alle Dunkelheiten, indem er am Kreuz gestorben ist, ja bis in den Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps 22). Er erlöst uns nicht von oben herab, sondern indem er von unten das Leiden untergreift. Und nur das kann Halt geben. Diese Bewegung ist die Bewegung des Christentums. Es gibt keine andere Religion, in der Gott Mensch wird und in der Gott im Menschen stirbt. Ein Gott, der nicht nur mit den Menschen solidarisch ist, sondern für sie auch stellvertretend selbst zur Sünde wird, sagt Paulus sogar (vgl 2 Kor 5,21). Das ist der Sohn, die zweite Person, der Gott mit uns.
- und der Gott in uns und mitten unter uns, der Heilige Geist, der uns zur Gemeinschaft zusammenführt und in dem Einheit und Vielheit gleichzeitig garantiert werden, die Verschiedenheit der Gaben, die Buntheit, die Diversität und gleichzeitig das einende Band der Liebe.

Auch das ist für die Zukunft unseres Glaubens bedeutsam: Antwort zu geben zu können auf die Sehnsucht nach dem ganz Anderen, Größeren; auf die Sehnsucht, sich endlich einmal loslassen zu können, sich hinzugeben; und auf die Sehnsucht, Gemeinschaft zu bilden im Miteinander.

In einem kleinen Gedicht von Andreas Knapp heißt es unter dem Stichwort „der eine“:

der eine

ein  
dreifaltiger wunsch nur  
macht frei

einmal  
ganz ich selber sein  
eins mit mir

einmal  
mich ganz loslassen  
in schwerelosem Vertrauen

einmal  
ich und du  
im wir vereint

darin  
den Einen berühren  
dreifaltig und einmalig zugleich

Andreas Knapp, Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben, Würzburg 2005, S. 9

Die Ursehnsüchte des Menschen entsprechen dem dreifaltigen Glauben. Das im Tiefsten zu erfassen, ist für den Weg der Kirche und unseres Glaubens in die Zukunft von erheblicher Bedeutung.

Lassen Sie mich das Gesagte noch ein wenig konkretisieren. Ich möchte es in sieben Punkten tun, sieben Umkehrbewegungen oder auch Ermutigungen und Aufbrüchen:

Zuerst die Umkehr, der Aufbruch, der Mut zum Wesentlichen: Es muss in allem Durcheinander und Desaster von Vielheit immer einen Kernpunkt geben, um den sich etwas ‚konzentriert‘. Es muss uns um eine neue Suche nach der Mitte, nach dem „Drehpunkt“ unseres Glaubens gehen, der uns in unserem trinitarischen Taufglauben geschenkt ist. Leben ganz aus dem Größeren für die Menschen in der Gemeinschaft des Geistes ist eine tiefe Antwort auf die Suche der Menschen nach Gottfähigkeit, Hingabefähigkeit und Gemeinschaftsfähigkeit.

Dabei ist zweitens notwendig der Mut, die Umkehr zum Existenziellen. Ein Glaube und eine Kirche, die nicht die Existenzialität der Menschen treffen und sich nicht mit der Existenz auseinandersetzen, werden nicht weiterkommen. Es muss eine Art christliche Persönlichkeitsbildung geben. Wo Kirche nur noch in Großräumen auftritt und sich nicht mehr den einzelnen Existenzen zuwendet, kann sie keine Zukunft haben. Also muss es in den großen Räumen immer kleine Gemeinschaften, Gemeinden, Gruppen geben.

Die persönliche und individuelle Entscheidung braucht um so mehr einen Aufbruch, eine Umkehr in neue Formen des Miteinanders und der Solidarität, als traditionelle Milieus weniger tragen. Formen der spirituellen Gemeinschaften, der engen Zusammenarbeit von Schule und Gemeinde, des Zusammenspiels von Priestern und Laien, Lehrern und Eltern, Älteren und Jüngeren tun not. Spirituelle Gruppen, Bibelkreise, aber auch kooperative Pastoral und ökumenisches Miteinander sind zukunftsfähig.

Dabei ist viertens ein Aufbruch, eine Umkehr ins ‚Katholische‘, ins umfassende Ganze erforderlich. Der Papst spricht davon, dass dieses Ganze nicht eine glatte Kugel ist, sondern ein Polyeder, in dem das Einzelne im Ganzen bewahrt ist. Solche „Katholizität“ im tiefen Sinn bewahrt vor einem zersplitternden und beliebig gleichgültigen Pluralismus.

Dazu gehört ein Aufbruch, eine Umkehr ins Vertrauen. Ich habe den Eindruck, dass die Welt zu sehr von Misstrauen geprägt ist. Dabei ist eine innere Bejahung von Wirklichkeit so unendlich wichtig, auch ein Vertrauen in Wirklichkeit und auch in die Geschichte, in das, was geworden ist. Unser Christus ist ein JA, heißt es bei Paulus (vgl. 2 Kor 1,20). Er ist das JA zur Schöpfung und zum Menschen.

Sechstens bedarf es eines Aufbruchs, einer Umkehr ins Diakonische. Immer noch haben da folgende Sätze von Pater Alfred Delp hohe Gültigkeit: „Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen. ... Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen, ohne anschließend irgendwo eine Spalte oder Sparte auszufüllen. Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegenheit umgeben. ‚Geht hinaus‘, hat der Meister gesagt, und nicht: ‚Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.‘ Damit meine ich die Sorge um den menschentümlichen Raum und die menschenwürdige Ordnung. Es hat keinen Sinn, mit einer Predigt- und Religionserlaubnis, mit einer Pfarrer- und Prälatenbesoldung zufrieden die Menschheit ihrem Schicksal zu überlassen. Damit meine ich die geistige Begegnung als echten Dialog, nicht als monologische Ansprache und monotone Quengelei.“

Alfred Delp, Kirche in Menschenhänden, hrsg. v. Roman Bleistein, Frankfurt/M., 1985, S. 88 f.)

Das hätte Rupert Mayer auch sagen können.

Und siebtens: der Aufbruch, die Umkehr ins Gebet, in die Anbetung, in die Kontemplation. Es wird uns nichts gelingen, wenn wir nicht Formen der Vertiefung des inneren Lebens, des Mystischen finden und darin bleiben.

Das alles sind Schritte einer Kirche, deren Weg der Mensch ist. So hat es Papst Johannes Paul II. formuliert: „Der Weg der Kirche ist der Mensch“ (Enzyklika „Redemptor hominis“ vom 4. März 1979, Nr 14). Und die ersten Sätze der Konzilskonstitution *Gaudium et spes* sagen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (GS 1). Wir sind also nicht nur dazu da, eine Botschaft auszubringen, die bei den Menschen Resonanz findet, sondern auch alles Menschliche muss bei uns Resonanz finden.

Dazu gilt es, verschiedene Zugänge zu Glaube und Kirche offenzuhalten:

- Kirche muss territorial bleiben. Sie wird nicht Volkskirche bleiben und territoriale Kirche allein. Aber Zugehörigkeit zu bestimmten Orten muss es geben, eine Anbindung. Da bleiben die Gemeinden äußerst wichtig.
- Kirche muss aber auch kategorial sein in den verschiedensten Weisen, in denen sie sich für die Menschen einsetzt in verschiedensten Lebenssituationen, in der Krankenseelsorge, in der Sterbebegleitung und anderem mehr.
- Kirche muss personal sein. Das haben wir schon breit besprochen.
- Sie muss lokal sein. Sie muss an Anders-Orte gehen, an Orte, wo die Menschen sind. Doch auch Kirchorte wie der Dom, wie Klöster oder auch Bildungshäuser bleiben wichtig.
- Dann temporal. Manche Leute machen nur zeitenweise mit über Etappen, auch über Kasualien.
- Sakramental. Damit meine ich unsere Sakramente, aber auch die Sakramentalien, das Umfeld der Sakramente, auch sakramentliche Liturgien, vor allem das Zeichen des Segens.
- Global: Wer vereinzelt und in Diaspora lebt, braucht Ereignisse, die die Größe und Gemeinschaft von Kirche erfahrbar machen.
- Natürlich heute: synodal. Dass wir in der Kirche das gemeinsame Priestertum und das Priestertum des Dienstes wirklich zusammenführen und auf einer Augenhöhe den Weg gehen, ohne dabei die Hierarchie in Nichts aufzulösen.
- Dann digital. Das dürfen wir nicht (mehr) übergehen. Gemeint ist nicht eine Form der Öffentlichkeitsarbeit nur, sondern eine Form der Pastoral. Es ist eine Form des Miteinanders, des Zusammenkommens, eine neue Form von Realität.
- Und zuletzt: plural. Wir werden nicht umhinkommen anzuerkennen, dass die Universalität der Weltkirche eine Pluralität vieler verschiedener Kulturen in sich trägt, mit der wir im Sinn des Heiligen Geistes in Vielheit und Einheit umgehen müssen.

Lauter Wörter mit der Endung -al habe ich Ihnen nun genannt. Ich sage dann oft: Das alles ist vielleicht nicht ideal, aber sehr vital.

Wichtig sind auch noch andere Horizonte, die Papst Franziskus uns in Evangelii gaudium benannt hat (EG 222 – 237):

- Die Zeit ist mehr wert als Raum. Es sind Prozesse anzustoßen, statt nur einen definierten Raum abzugrenzen.
- Die Einheit wiegt mehr als der Konflikt.
- Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee. Das halte ich für einen der wichtigsten Grundsätze. Da schreibt der Papst: „Die Wirklichkeit steht über der Idee. Das schließt ein, verschiedene Formen der Verschleierung der Wirklichkeit zu vermeiden: die engelhaften Purismen, die Totalitarismen des Relativen, die in Erklärungen ausgedrückten Nominalismen, die mehr formalen als realen Projekte, die geschichtswidrigen Fundamentalismen, die Ethizismen ohne Güte, die Intellektualismen ohne Weisheit“ (EG 231). Mir ist besonders wichtig: Die Lebenswirklichkeit ist mitverantwortlich für die Gestalt unserer Lehre. Nicht nur die Lehre bestimmt das Leben, sondern das Leben auch die Lehre. Das ist ein entscheidender Schlüssel für die Zukunft von Kirche.
- Und: Das Ganze ist dem Teil übergeordnet.

Zum Schluss will ich noch hinweisen auf den Pastoraltheologen Matthias Sellmann. Für das Christsein entwickelt er in seinem noch neuen Buch „Was fehlt, wenn die Christen fehlen?“ die Kurzformel „Lebensklugheit“, eine bestimmte geistliche Form von Klugheit mit drei Kompetenzen.

Die erste Kompetenz: immer weniger wegrennen vor der Wirklichkeit. Sich dem Leben stellen. Nicht wegrennen, sondern sich ganz in das geben, was das Leben einem gerade abverlangt. Das macht er deutlich an Bonhoeffer.

Die zweite Kompetenz: aus sich herauskommen. Über Menschen, die sich daran orientieren, schreibt er: „Es sind die, die nicht die Schnürsenkel ihrer Schuhe anmeditieren, sondern sich melden, wenn jemand gebraucht wird. Sie sind voller Fantasie, wo man noch etwas Zeit, etwas Geduld, etwas Geld für die erübrigen kann, die es nötiger brauchen.“ Bei solchen Menschen ist „unter der Oberfläche des harmlos Freundlichen eine hochgradig belastbare, geradezu trotzig widerstandsfähige Substanz eines tiefen Glaubens an menschliche Werte zu finden.“ Er macht das deutlich an Chiara Lubich und der Fokolarbewegung.

Die dritte und entscheidende Kompetenz: Kraft von außen aufnehmen. So demütig zu sein, sich von anderen und besonders von Gott her kräftigen zu lassen gegen

allen Zynismus, alle Trägheit und alle Komfortzonen. Als Beispiel nennt er Madeleine Delbrel. Kraft von Gott her, Kraft vom Ende her, Kraft aus dem eschatologischen Vorbehalt. Es geht um das Vertrauen, dass die Geschichte all derer, die ihre Gaben und Fähigkeiten voll einsetzen, am Ende eine gute Geschichte sein wird. Das heißt dann bei Sellmann, ich zitiere, „dass sich ein für andere engagiertes Leben nicht in seinem Idealismus totlaufen muss, sondern dass über ihm eine bestimmte Verheißung ausgesprochen ist. Es ist eine Kraft erfahrbar und anzapfbar, die das, was du investierst, aufhebt, weiterträgt und vermehrt. Der und die Risikobereite sind nicht notwendig die Dummen. Es gibt etwas, das nur der erfährt, der sich davon abhängig macht, ob es stimmt, dass es das gibt.“

(Matthias Sellmann, Was fehlt, wenn die Christen fehlen? Eine „Kurzformel“ ihres Glaubens, Würzburg 2020)

Soweit Matthias Sellmann.

So will ich schließen. Was wir bedacht haben, mag dazu geeignet sein, uns in diesen Zeiten, da alles im Fluss ist, etwas Halt zu geben, ob auf dem Schiff oder als Haus in der Brandung oder als gutes Trinkwasser. Wie bei der Pader. Sie ist mal verborgen, wirkt im Verborgenen, und mal tritt sie offen zu Tage, ist unübersehbar. Sie ist als kürzester Fluss in Deutschland ausgesprochen wasserreich, also als kleine Minderheit hoch wirksam. Und sie führt eine gute Temperatur mit, mit ihrer Wärme kann man Wohnungen beheizen. Das ist ihr Beitrag, bis sie über die Lippe und den Rhein ins Meer fließt. So taugt sie nicht nur für das Meer, sondern für viel „Mehr“.

Was bleibt, wenn alles fließt? Mehr als man denkt! Und erst recht, mehr als man glaubt!